

## Unsere Zeitzeugen berichten

### Walther von Pflugk, Jahrgang 1892 - Teil 2

Am 19.07.1945 sollte ich zur Vernehmung ins Landratsamt kommen. Warum? Das war mir nicht bekannt. Und plötzlich befand ich mich zusammen mit 8 anderen Kameraden aus den verschiedensten Berufszweigen in den Händen der GPU (Anmerkung: Geheimpolizei der Sowjetunion).

Mit Schreien und Püffen wird alles, was wir in den Taschen haben, herausgerissen und weggenommen. Wir werden am ganzen Körper befühlt und visitiert. Ich sehe mit Entsetzen, wie meine neu Briefftasche mit allen Ausweispapieren, mein Portemonnaie mit Inhalt, mein Taschenmesser, Notizbuch, eine schöne Bruyere-Pfeife und anderes in den Händen der GPU-Soldaten verschwindet. Gott sei Dank habe ich nur 20 Reichsmark in der Geldtasche. Auch alle Ringe, Uhren und Wertsachen werden abgezogen und weggenommen. Es gelingt mir, meinen Ehering in der rechten Hand zu verstecken. Wer Einspruch erhebt, wird geschlagen. Nicht einmal die Fotos meiner Familie darf ich behalten. Dann werden wir wieder in den Fabrikraum eingeschlossen. Vor der Tür steht ein russischer Posten. Die Fenster sind mit Eisenstangen vergittert. Wir sehen uns an. Der Raum ist etwa 3 m breit und 4,5 m lang, hat ein großes Fenster. Es ist ziemlich frisch. An den Wänden stehen Regale aus dünnen Latten. Wir stellen fest, dass sie zur Aufbewahrung von Strümpfen, die vereinzelt noch dort liegen, verwendet wurden.

Wir sind in einer schrecklichen Lage. Keiner weiß, was werden wird. Wir hören, wie draußen die Posten wechseln. Leise unterhalten wir uns. Wie spät ist es? Es fängt an zu dunkeln, und es ist ein Glück, dass sich im Raum eine Lampe befindet. Wir drehen Licht an. Um 21 Uhr rasselt ein Schlüssel. Ein GPU-Soldat, der gebrochen Deutsch spricht und Handwerkszeug bringt, erscheint mit einem mongolischen Sergeanten. Wir erhalten die Anweisung, mit Säge, Hammer, Zange und Nägeln die Regale zu befestigen und sie als Schlafstätten herzurichten. Das tun wir so schnell wie möglich, schon in eigenem Interesse. Dann wird uns alles Gerät wieder abgenommen und wir werden wieder eingeschlossen. Todmüde sinken wir auf die Bettregale. Eine furchtbare Nacht. Meine Familie wird sich zu Hause ängstigen.

Es wird kalt im Raum, Decken zum Zudecken haben wir nicht. Der Russe beobachtet uns durch ein Loch in der Wand. Wir dürfen nicht mehr sprechen, sonst donnert der russische Posten mit dem Gewehr an die Tür und brüllt unverständliche russische Worte. Auch der Hunger stellt sich ein, aber es gibt nichts zu essen, nicht einmal ein Schluck Wasser ist da.

Der 20.07.1945 bricht an. Es dämmt. Am Morgen und im Laufe des Tages werden weitere Gefangene eingeliefert, bekannte und unbekannte Gesichter. Ich werde gegen 11 Uhr vormittags – das weiß ich, weil ich die Kirchturmuhren schlagen hörte – zur Vernehmung geholt. Anwesend sind zwei Russen in Zivil. Wie ich erfahre, ist der eine ein Oberleutnant, der andere ein Dolmetscher, der verhältnismäßig gut deutsch spricht. Ich werde anständig behandelt und darf mich sogar setzen. Die Fragen betreffen nur meine Personalien und militärische Angelegenheiten, z. B. ob im Bezirk Waffenlager seien, wie sich die Wehersatzdienststellen gliederten, wie meine Verwendung beim Militär war usw. Auch meine Einstellung zum Ami will man wissen, nachdem ich angegeben habe, dass meine Waffen auf amerikanischen Befehl schon abgegeben worden seien. Ich erkläre, dass ich nichts gegen die Amerikaner

hätte, sie hätten uns in Stollberg nichts getan. Ob mir die Amerikaner lieber seien als die Russen, wurde ich gefragt. Natürlich verneine ich das.

Dann werde ich nach Namen von Offizieren des Stollberger Bezirks gefragt. Ich antworte, ich sei seit 1942 nicht mehr im Stollberger Bezirk tätig gewesen, könnte daher keine Namen angeben. In drohendem Ton wird darauf hingewiesen, dass man das nicht glaube. Als früherer Wehrmeldeamtsleiter müsste ich die Namen der Offiziere des Bezirks doch kennen! Ich überlege fieberhaft. Erst vor wenigen Tagen hatten sich alle Offiziere polizeilich melden und in eine Liste eintragen müssen. Die Namen waren also sowieso bekannt. Kann ich Namen von Offizieren angeben und wenn ja, welche? Ich will niemandem schaden. Aber irgendwelche Angaben muss ich machen, denn es drohen sonst Repressalien gegen mich, vielleicht gar gegen meine Familie. Wenn ich Namen von Offizieren nenne, die nicht in der Partei waren und scharfe Gegner der NSDAP gewesen sind, kann ja denen eigentlich nichts passieren, denke ich. Und so gebe ich drei Namen an: den Besitzer einer Nadelfabrik, Hauptmann d. R. Z. Ahner, den Besitzer der Schuhfabrik, Major der Reserve Trommler aus Zwönitz und den Direktor einer Strumpffabrik des Zweigwerkes Stollberg, Hauptmann der Reserve von Tietz.

Ich nenne lediglich die Namen dieser drei Offiziere, ohne sie im geringsten irgendwie zu belasten. Wie wenig kannte ich in meiner Ahnungslosigkeit den Bolschewismus! Man will weitere Namen wissen. Ich weiß keine. Anscheinend gibt man sich jetzt zufrieden. Der Offizier erhebt sich, die Vernehmung scheint beendet. Ich stehe gleichfalls auf, will gehen. Da schiebt mir der Dolmetscher das Vernehmungsprotokoll zu und verlangt meine Unterschrift. Es ist in russischer Sprache und Schrift geschrieben, ich kann es nicht lesen. Ich weigere mich zu unterschreiben. Er sieht mich tückisch an: „Du uns nicht trauen?“ Ich schüttele den Kopf: „In Deutschland unterschreibt man nur Schriftstücke, die man selbst durchgelesen hat, es sind zu leicht Irrtümer möglich!“ Seine Faust schlägt schwer auf den Tisch. „Du unterschreiben“, schreit er mich an, „warum du nicht russische Sprache gelernt? Dein Schade! Sonst...“ Die Drohung ist unmissverständlich. Ich füge mich, es hat keinen Zweck, ich bin ja völlig in ihrer Gewalt. Ich werde wieder abgeführt. Als ich in unser Gefängnis zurückkehre, schlägt es 13 Uhr. Mir ist flau zumute. Ich fühle mich niedergedrückt. Es meldet sich immer energischer mein Hunger. Man hat uns bisher nichts zu essen gegeben. Dazu habe ich das dunkle Gefühl, dass ich besser nicht unterschrieben hätte. Wer weiß, was in dem Protokoll steht? Durch meine Unterschrift habe ich die Richtigkeit bestätigt.

Langsam vergeht die Zeit. Plötzlich wird aufgeschlossen. Wir werden in einen kleinen Garten hinter das Fabrikgebäude geführt, bekommen Hacken und Schaufeln und den Auftrag, eine Latrine auszuheben. Von der Straße aus sind wir nicht zu sehen. Weiter im Hintergrund stehen andere Häuser und Grundstücke, aber an ein Ausbrechen oder an Verständigung mit der Umwelt ist nicht zu denken. Wir sind schwer bewacht, überall stehen russische Posten. Gegen 19 Uhr sind wir mit der anstrengenden Arbeit fertig. Der Russe treibt ständig „Daway, daway (schnell, schnell)!“ Todmüde rücken wir ein – auch heute Abend lässt man uns hungern. Viele von uns werden schwach und ihnen ist schwindelig. Wieder vergeht eine quälende Nacht. Ich friere, der Hunger wühlt in den Därmen. Trotz Müdigkeit kann ich nicht schlafen. Wir sind jetzt schon 24 Stunden in dem engen Raum. In der Nacht finden weitere Vernehmungen statt. Der Russe nimmt mit Vorliebe die Nachtstunden dafür. Im Übrigen erfährt man nicht viel über die Vernehmungen. Bei den meisten Verhafteten liegt ja ein wirklicher Verhaftungsgrund gar nicht vor. Fast alle sind mehr

oder weniger harmlose deutsche Menschen, die irgendeine maßgebende Stellung nicht hatten und keinem Menschen etwas zu Leide taten.

Am kommenden Morgen werden wir frühzeitig geweckt und in zwei Abteilungen nacheinander hinausgeführt. Jede Abteilung erhält eine halbe Stunde Zeit zum Wachen und für den Latrinenbesuch. Neben der Latrine ist eine Wasserleitung. Es ist schwierig sich abzutrocknen, denn es gibt kein Handtuch, auch Seife fehlt. Anschließend geht es in unseren Aufenthaltsraum, dann Frühappell und Ausgabe von Brot, je Mann im Zimmer 500 g. Wir erhalten eine Anzahl von Einmachgläsern als Trinkgefäße und einige Löffel. Der Kaffee wird in einem Kübel ins Zimmer gebracht und von mir ausgeteilt. Ich bin der Stubenälteste. Wir müssen einen Koch stellen und zwei Mann zum Küchendienst, die täglich zu wechseln sind und nur vormittags Dienst haben. Alle anderen sind den ganzen Tag fest eingeschlossen und laufen verzweifelt in dem engen Raum hin und her. Wie lange behalten sie uns hier? Dann gibt es erstmalig Mittagessen: Erbsen, Kartoffeln und etwas Schweinefleisch. Der Koch hat seine Sache gut gemacht. Er war zwar Chauffeur, hat aber schon bei der Wehrmacht gekocht. Wir sind zufrieden mit dem Essen, der erste Hunger ist gestillt. Abendessen gibt es nicht. Es steht jedem frei, sich Brot bis zum Abend aufzuheben.

Fortsetzung folgt.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann